Fels, Block, Stein

Pläne und Projektdaten
→ werk-material 11.02./690
→ werk-material 11.02./691

Pensiun Laresch: Alpine Architektur, urbaner Komfort. Die Verarbeitung der Materialien aussen und innen folgt Authentizität und Einfachheit. Bilder: Yannick Andrea

Kleine Hotels in Graubünden Architekten Gemeinschaft 4 und Mierta & Kurt Lazzarini

Martin Klopfenstein
Yannick Andrea und
Ralph Feiner (Bilder)

Es sind etliche Kehren von Zillis hinauf zum kleinen Dorf Mathon am Schamserberg. Hin und her pendelt der Blick, die hohen Berge liegen mal rechts, dann links, mit den spärlich gesetzten Leitplanken ist es umgekehrt. Es waren ebensolche Strassen, auf denen – es sind Jahre, ja, Jahrzehnte her – meine Eltern des öftern anhalten mussten, wenn wir in unsere Ferien fuhren. Samnaun, Scuol, Disentis: so hiessen die Destinationen, die wir damals ansteuerten. Schöne Ferien, aber ohne architektonische Höhenflüge: Ich erinnere mich an ein etwas abgewohntes Hotel, wohl aus den 1960er Jahren, an Ferienwohnungen mit beigen Spannteppichen und braun gebeizten Bettgestellen, an den Fassaden etwas Sgraffito-Zierrat oder Pseudo-Tiroler Holzwerk.

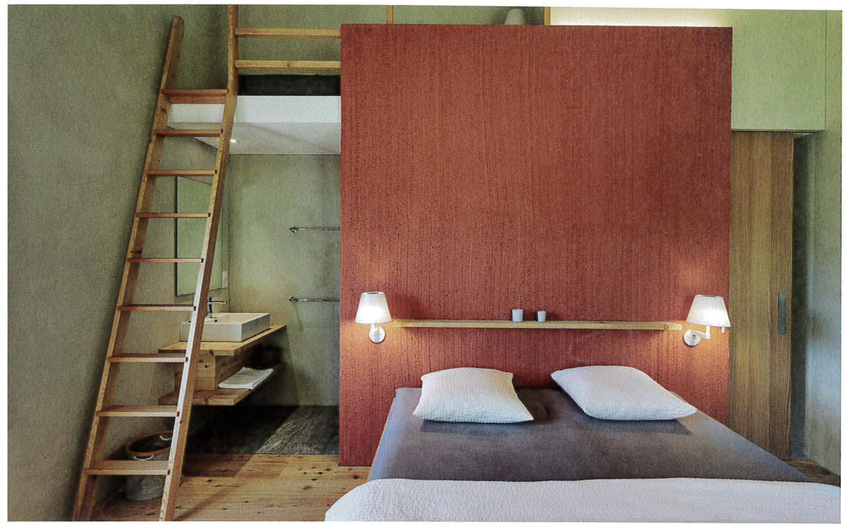
Einfach und kompakt bauen

Als die letzten Kurven hinter mir liegen und die Strasse sich leicht in ein Lärchenwäldchen einkerbt, taucht am Dorfeingang das vorläufige Ziel meiner Reise auf: die Pensiun Laresch – der Name ist rätoromanisch und heisst Lärche. Ein kompakter, im wahrsten Wortsinn bodenständiger Baukörper mit Satteldach und prägnanten, meist quadratischen Öffnungen. Das sorgfältig detaillierte Äussere mit unterdrückten Dachvorsprüngen, Fallrohren und Wetterschenkeln signalisiert sofort: Dies ist kein weiterer Beitrag zum Thema «zusammengeschusterte Urlaubsstaffage».

Es war die Architekten Gemeinschaft 4 aus Aarau und Luzern, die nach zwei abgebrochenen Versuchen mit anderen Architekten samt schon betonierter Bodenplatte schliesslich Philosophie und Finanzen des quer einsteigenden Betreiberpaars unter einen Hut brachte. Das hiess: Einfach und kompakt bauen. Für die Grundkonstruktion fiel die Wahl auf Porenbetonsteine, aussen wie innen verputzt. Im Grunde nichts anderes als die dämmtechnisch bessere Variante der traditionell gemauerten Häuser der Gegend. Auch dass die Fensterleibungen leicht angeschrägt sind, verweist auf regionale (wenn auch eher auf Engadiner) Bautraditionen. Ihre geschossweise Verschiebung zueinander überspielt das konstruktiv bedingte Übereinanderliegen der Öffnungen. Fast scheint es, als ob den Architekten die Strenge ihrer Konzeption am Ende nicht ganz geheuer war.

Das Thema des hin-und-her-Rückens findet freilich seine Entsprechung im Innern: Vom Entrée und dem anderthalbgeschossigen Aufenthaltsbereich geht es entlang langer Lärchenstäbe steil im Treppenzuge nach oben zu den halbgeschossweise versetzten Zimmerpaaren. Sie wenden sich abwechslungsweise – ich fühle mich an die Kurvenfahrt erinnert – zum Berg und dann wieder zum Tal. Ein feiner Arvenduft der leimfrei geschreinerten Betten und Tische liegt in der Luft, und es mag Klischee sein oder nicht, dass ich sofort denke: Graubünden!

Das Lärchenholz an Boden und Fenstern wird von Lehmputz kongenial ergänzt, der an den Wänden sein leicht wolkiges, poröses Bild zeichnet und für ein ausgezeichnetes Raumklima sorgt. Die tief in den Leibungen sitzenden Öffnungen sind gerade gross genug, um die Ausblicke in die Hinterrheiner Bergwelt wirkungsvoll zu rahmen und lassen doch genug



Wand übrig für ein ausgeprägtes Geborgenheitsgefühl. Ich fühle mich hier weniger als Hotelgast, sondern eher als Bewohner einer stattlichen Wohnung, wo man zeitweilig als grosse Familie zusammen haust. Und richtig: Das Betreiberpaar lebt im Dachgeschoss, erledigt Administratives *parterre* im Büro und kocht in der zum Gästebereich hin offenen Küche. Ein im Grunde altes Modell: oben wohnen, unten arbeiten. Und ein zukunftsträchtiges: Wo sich Arbeitswege auf ein Minimum (nämlich zwei Treppenlängen) reduzieren, gibt es weder verstopfte Strassen und noch überfüllte S-Bahnen.

Fenster verschieben Perspektiven

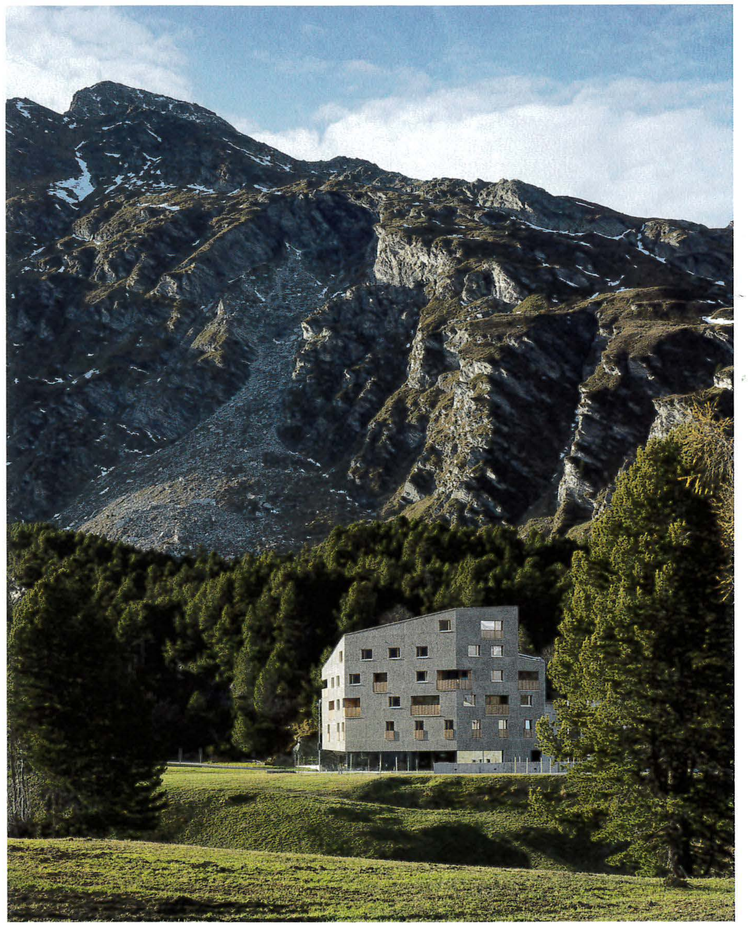
Szenenwechsel: Maloja, der Ort, von dem es steil hinuntergeht ins Bergell und weiter nach Italien, ist ein Ort des Übergangs. Man spürt noch die Weite des Oberengadins, man ahnt schon die Talstufe, die steil nach unten nach Casaccia führt. An der Strasse leicht ausserhalb des Dorfs steht ein grosses, nach allen Richtungen abgeschrägtes Volumen. Es muss wohl Räume bergen, erscheint von weitem aber weniger als Haus denn als Naturereignis. Steine, vom Berg heruntergestürzt, geformt zu einem grossen, schweren Block.

Evoziert wird dieses Bild von einer zweischaligen Betonkonstruktion, deren äusserste Schicht nach dem Ausschalen mit Hochdruck abgewaschen wurde. Bis zu zwölf Zentimeter grosse Steine sorgen für ein ungewöhnlich grobkörniges Fassadenbild – weit entfernt von dem, was man landläufig unter «Waschbeton» versteht. Im Gegensatz zur konventionellen Konstruktion in Mathon war die Fassadenherstellung hier ein höchst diffiziles Unternehmen: Die richtige Betonmischung, der auf die äusserste Schalung aufgebrachte Verzögerer, Art und Grad des Abwaschens – alles musste erprobt und teilweise im Labor getestet werden. Ein mit High–Tech organisiertes Naturereignis also.

Mierta und Kurt Lazzarini, die für den Bau verantwortlich zeichnen, sind keine Neulinge auf diesem Gebiet. Das Büro arbeitet schon seit Jahren experimentell mit Beton, am expressivsten bei der Wohnüberbauung *Giardin* in Samedan mit ihren horizontalen Bänderungen aus verschiedenfarbigen Stampfbetonschichten.

Der leiser auftretende Bau in Maloja ist der Nachfolger des bis vor sechs Jahren an dieser Stelle stehenden Hotels Longhin. Das neue Haus führt den traditionsrei-

Pläne und Projektdaten
→ werk-material 11.02./690
→ werk-material 11.02./691



Pension Longhin: Ein Fels am Rand der Ebene. Trotz seiner Grösse ist er verträglich mit der Natur. Innen Engadiner Komfort mit spektakulären Ausblicken. Bilder: Ralph Feiner

chen Betrieb fort, ergänzt um Zweitwohnungen. Das Restaurant mit verschiedenen Stuben, die sieben Hotelzimmer und die Wohnung der (immer noch gleichen) Betreiberfamilie besetzen die untersten zwei Stockwerke. Darüber folgen die privaten Ferien-Appartements von unterschiedlichem Zuschnitt, die den Neubau finanzieren. Die robuste Schale überspielt die verschiedenen Nutzungen, einzig die Variation der Öffnungen verrät auf den zweiten Blick, dass sich dahinter Unterschiedliches abspielt.

Anders als die Pension in Mathon, welche im Treppenhaus turmartig wirkt, entwickelt sich hier das Haus im Innern vornehmlich in der Horizontalen: Von einem Erschliessungskern aus laufen die Wände strahlenförmig an die Fassade. Die zum Teil geknickten Wände in der abgeschrägten Grundfigur schaffen mehrheitlich polygonale Räume, die sich über französische Fenster, grosse Loggien oder (in den obersten Geschossen) Dacheinschnitte zur Landschaft hin öffnen.

Prägend ist hier nicht der starke Wechsel von vorne und hinten, sondern die – ähnlich dem Vorrücken des Zeigers auf einer Uhr – sich je Raum verschiebenden Perspektiven auf die Oberengadiner Berge, den Silsersee oder den nur zwei Schritte hinter dem Haus steil aufragenden Fels. Besonders prominent inszeniert tritt dieser in einem grossen Fenster im Restaurant und im kleinen Wellnessbereich im Untergeschoss zur Schau. In diesen Räumen ist der Kontrast zum mineralischen Äusseren am spürbarsten: Lärchenholz an Wänden, der Decke und den Einbaumöbeln vermittelt den Eindruck einer warmen Schatulle. Eine Wirkung, der die Kunststeinplatten für Boden und Pfeiler allerdings zuwiderlaufen.

Schatullen mit Geschichten

An versteckter Stelle nahe der Bar ist durch eine Tapetentür ein eigentümlicher Raum zu betreten: Eine innenliegende Kammer, gedacht als *Chef's Table* und gerade gross genug, um einen Tisch aufzunehmen. Hier sind Innenverkleidungen des Vorgängerbaus ein – und alte Objekte wieder aufgebaut: Dunkles Holz, vergilbte Bilder, eine Eckbank. Durch die einzige Öffnung blicke ich auf die chromglänzende Küche mit modernsten Apparaten – und fühle mich wie in einer Zeitmaschine.

Die alte Postkarte, die ich am Ausgang anschaue, zeigt das ehemalige Longhin: ein gedrungener, dreigeschosssiger Bau mit Satteldach. An der Strasse stehen Strommasten aus knorrigem Holz, wo heute LED-Strassenlampen nachts ihr kühles Licht auf den Asphalt werfen. Im Vordergrund bewegen sich Pferdekutschen auf der staubigen Schotterstrasse Richtung Passhöhe. Sehr viel später, die Kutschen waren Autos gewichen, pflegte ein gewisser Jacques Herzog, damals noch Student der Architektur, hier jeweils seine Ferientage zu verbringen. Er schlug der Besitzerfamilie vor, so erzählt man mir, das Haus abzureissen und neu zu bauen. Doch in jenen Tagen war das noch kein Thema.

Jetzt, da das neue Haus steht und seine Schrägen gegen den winterhellen Himmel streckt, komme ich – als ich abreisefertig an der Haltestelle stehe – nicht umhin zu denken, welche Wege die Geschichte auch noch hätte gehen können. Einen Moment lang überlagert sich die Realität mit der Projektion eines in Art und Gestik verwandten, unlängst in Hamburg eingeweihten, seine Zinnen noch fulminanter in die Höhe reckenden Bauwerks. Dann kommt das Postauto. —